

Matthias Platzeck zeigt mit seinem Rücktritt wahre Größe

Von Ulrich von Alemann

Hat diese SPD eine ansteckende Krankheit, dass ihr die Vorsitzenden nur so davonziehen? Ist sie so zerrissen, dass die Chefs zermürbt nach einer immer kürzeren Runde das Handtuch werfen müssen? In den ersten vierzig Nachkriegsjahren hatte die SPD drei Vorsitzende gebraucht: Schumacher, Ollenhauer und Brandt. In den vergangenen zwanzig Jahren seit 1987 hat sie acht Parteivorsitzende verbraucht. Kennt man die überhaupt noch alle? Es waren Vogel, Engholm, Rau, Scharping, Lafontaine, Schröder, Müntefering und Platzeck. Beck wird nun der neunte. Gibt es eine Erklärung für den rasanten Wechsel?

Ist es die Volatilität, die auch das Wählerverhalten heute prägt?

Keiner will sich mehr langfristig binden, weder an Parteien, noch an Kirchen oder Gewerkschaften. Ist es die Heterogenität der Milieus und Werte, die in der SPD ausgeprägter ist als in anderen Parteien?

Die Spannweite zwischen Malochern und Waldläufern, zwischen ostdeutschem Pfarrer und dem Weinbauern von der Mosel, die man in dieser Partei nicht auf die Reihe kriegt? Sind es die ideologischen Barrieren und Flügelkämpfe zwischen Traditionalisten und Modernisierern, zwischen Stamokaps bei den Jusos und Neoliberalen bei

den jungen Aufsteigern, die von dieser Partei nicht ausgehalten werden?

Das kann es alles nicht sein, denn die Kanzler, die Ministerpräsidenten, die Fraktionsvorsitzenden der SPD in Bund und Land haben meist recht lange durchgehalten – manche meinen sogar zu lange. Liegt es also allein am Amt des Parteivorsitzenden, das eben doch nicht so attraktiv „wie Papst“ ist, wie Müntefering noch zu scherzen pflegte? Das lässt sich nicht so leicht von der Hand weisen, wenn man



bedenkt, wie manche von der langen Achterliste sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten vom Amt wieder getrennt haben.

Aber schaut man näher hin, so erklären sich die Einzelfälle der Amtswechsel doch sehr individuell. Zwei, Vogel und Rau, waren ältere Übergangspatzenhalter. Einer, Engholm, hatte die Nachwirkungen einer Affäre am Bein, ein anderer, Scharping, wurde vom Nachfolger Lafontaine weggeputscht, der seinerseits die Flinte ins Korn warf, als er spürte, dass er gegen Kanzler Schröder nicht bestehen konnte. Dieser, so spüren wir heute, inszenierte mit dem Rücktritt vom Vorsitz den ersten Akt seines Abgangs. Und sein Nachfolger Müntefering (der mit dem Papst-Tick) gab auf, als er seinen Generalsekretär nicht durchsetzen konnte.

Platzeck sprang ein, und da, genau da liegt der Grund für seinen schnellen Abgang: Er tat es überhastet, gedrängt von der Partei und gegen seine innere Überzeugung, aus Parteidisziplin, obwohl er seine Aufgabe in seinem Land Brandenburg („Ich bin ein Provinz-Ei“) sah.

ALEMANN'S

ANALYSE

Den Höhenrausch unserer Spitzenpolitiker hat Jürgen Leinemann eindringlich beschrieben, dieses an der Macht hängen wie der Junkie an der Nadel, der Alki an der Flasche und der Spieler am Roulettisch. Er hat sicher Recht, aber dass Macht krank machen kann, gilt nicht nur für

Politiker, sondern für alle Spitzenpositionen in Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und Medien. Man hüte sich, den ersten Stein zu werfen. Diesem mörderischen Spiel der Überforderung hat sich jetzt einer entzogen, hat innegehalten, hat nicht mehr mitgespielt und gesagt: „Ich schaffe das nicht.“ Platzeck gilt Respekt. Die Größe, seine Grenzen einzusehen, haben wenige. Hier sollte man einmal innehalten und dies zugestehen, statt umstandslos die Karten neu zu mischen und zu fragen, wer wird Kanzlerkandidat? Beck, der neunte, sollte hier an Beethovens Neunte denken: „O Freunde, nicht diese Töne!“

Professor Ulrich von Alemann lehrt an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf Politikwissenschaft.